

Vom Ygreggismus

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **9 (1925)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419583>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Sie Sich“ beide groß zu schreiben sind. Es muß heißen: ich mich — Du Dich — er sich — wir uns — Sie Sich — (bezw. Ihr Euch) — sie sich“. In dem alten Altentband, aus dem der Erlaß abgedruckt ist, flammten am Rande mit Rotstift in Riesenbuchstaben geschrieben die Worte: „Du — mich!“

Vom Ygrogismus.

Ein Pfarrer schreibt uns:

„Dieser Tage sollte ich den kleinen Fredy einer ehrsamten Zürcher Familie taufen. Auf dem Zettel, den ich im letzten Augenblick in die Hand bekam, um die Namen der Paten kennen zu lernen, hieß der Täufling auf einmal Hans. Ich mußte den Vater fragen, wo da der Irrtum liege, und bekam zur Antwort, das Standesamt habe den Namen Fredy abgelehnt. Es hat also mit dem Mißbrauch der Rosenamen eine Grenze. Weshalb gerade dieser Name abgelehnt wurde, während andere ähnliche unbeanstandet durchgehen, weiß ich nicht, vielleicht wird das Ygrog nur den Mädchen erlaubt. Aber ich habe mich doch über die Erfahrung gefreut. Auch hatte ich nun den Mut, bei einem kleinen Mädchen, das mir am selben Tag als Didy Berta vorgestellt wurde, den Schoßhündchennamen Didy, dem ich wirklich bei einem Mitmenschen noch nicht begegnet bin, und den auszusprechen mir mit der Feierlichkeit der Taufhandlung schwer vereinbar schien, einfach wegzulassen und auch nicht auf den Tauffchein zu schreiben. Bei allfälliger Beschwerde werde ich mich auf das Standesamt berufen und den kleinen Hans, vormalig Fredy, als Zeugen vorladen.“

Wir haben in Nr. 3/4 des vorigen Jahrgangs erwähnt und getadelt, daß im Konfirmandenverzeichnis einer stadtzürcherischen Kirchgemeinde unter 39 Mädchennamen ihrer 9 auf 7 ausgingen und 4 weitere Namen Rosenformen waren, was für die Öffentlichkeit ja nicht zu empfehlen ist. Im diesjährigen Verzeichnis ist in den 31 Mädchennamen kein 7 mehr zu finden. Gut so! Daneben kommen freilich noch die im vertraulichen Verkehr ja herzlich, im öffentlichen Gebrauch etwas kindisch klingenden Verkürzungen vor, aber mit 1 geschrieben: ein Rofi, Jofi, Trudi, Leni, Lori und Grittli, und zweimal die in der Familie wieder vertraulich, außerhalb aber etwas derb klingende Verkürzung Greti. Da es sich hier nicht bloß um die Schreibweise handelt, ist es natürlich für einen Pfarrer schwerer, einen Einfluß auszuüben; übrigens ist ihre Zahl auch im Verhältnis zur Gesamtzahl zurückgegangen, was vielleicht kein bloßer Zufall ist.

Allerlei.

Völkerbund und Hanswurst. Während der letzten Völkerbundsversammlung berichteten die Zeitungen von einer Rede, die ein französischer Staatsmann in Genf über die Abrüstung gehalten hat. Nach den Berichten („Zürcher Post“) hat der Redner sich gegen die Geheimhaltung der Rüstungen ausgesprochen und gesagt: „Das sind die Geheimnisse von Hampelmännern.“ Was bedeutet dieser Satz? Wer sind die Hampelmänner, die den Völkerbund beschäftigen oder ihm da wenigstens gezeigt werden?

Ich habe mir längst beim Lesen gewisser Teile meiner Zeitung, nämlich der Drahtberichte, angewöhnt, Unverständliches ins Französische zu übersetzen; ich kann dann zuweilen hinter den Sinn kommen. So ist denn auch der angeführte Hampelmänneratz (den der Drahtbericht ge-

sperrt übermittelt hat!) zu verstehen, wenn man die französische Redensart kennt: c'est le secret de Polichinelle, von der der Nouveau Larousse sagt: «Se dit d'une chose que tout le monde sait et dont les grands naïfs font mystère», und das Wörterbuch der Académie: «chose qu'on croit secrète et qui, dans le fait, est sue de tout le monde,» — auf deutsch also: „ein offenes Geheimnis.“ Diese Redensart wird der Redner gebraucht haben, der Drahtdienst aber hat sie erstens falsch wiedergegeben, und zweitens ist überhaupt nicht beachtet worden, daß hier nicht wohl wörtlich übersetzt werden kann. Es gibt eben Redensarten, die unübersetzbar sind. Welcher Franzose würde den Satz verstehen: je sais où Barthélemy va chercher son cidre? Nur derjenige, der weiß, wo Barthel den Most holt.

Aber, wie gesagt, auch falsch hat Herr Savas (oder wie das Fräulein heißen mag) übersetzt. Denn die Franzosen nennen zwar den Hampelmann der Kinderstube (pantin) auch etwa Polichinelle, aber der Polichinelle, der mit Geheimnissen wichtig tut, ist nicht der hölzerne Gliedermann oder Hampelmann, sondern der Hanswurst des Kasperletheaters. Ausdrücklich sagen uns sogar die Grande Encyclopédie und Larousse, auch die Deutschen kannten den Pulcinella und nannten ihn „Hans Wurst (Jean Boudin)“. Hätte der Genfer Völkerbunds-telegraphist das gewußt und — immer noch kühn, aber doch richtig — mit „Hanswurstgeheimnisse“ übersetzt, so wäre das als ein Versuch annehmbar gewesen und der deutsche Leser hätte vielleicht geahnt: er meint lächerliche Geheimnistuerei damit. Doch ich wiederhole: streng genommen ist auch diese wörtliche Uebersetzung gewagt und die Redensart wohl gar nicht übersetzbar. Bl.

Der Bischof und die Mentalität. In der Erzählung „Papst und Kaiser im Dorf“ von Heinrich Federer findet sich ein Gespräch zwischen dem Bischof von St. Gallen und einem seiner Landpfarrer, der mit den Leuten in seiner Gemeinde lustigern Schwierigkeiten gehabt hat. Darin kommt folgende hübsche Stelle vor. Der Pfarrer sagt (S. 200):

„Gnädiger Herr, es gibt Sachliches und Persönliches, das man nicht wie einen Stein in die Finger nehmen und als sichtbares Corpus delicti auf den Tisch werfen kann.... Die Mentalität —“

„O lassen Sie dieses Wort, ist das auch schon in Lustigern feil?“ fiel Gregorius (der Bischof) heiter ein. „Wenn Sie wüßten, was für einen Unsinn man hier in der Stadt mit dieser Mentalität treibt...“

Federer, der den Fremdwörtern nicht ein für allemal aus dem Weg geht, hat mit Recht die Mentalität als besonders einfältigen Modeausdruck erkannt, und es ist ein feiner Zug, daß gerade ein Bischof sich darüber lustig macht. Die Mentalität ist das überflüssigste aller Fremdwörter. Was es ausdrückt, hat man von jeher auf deutsch sagen können, denn es liegt nichts in ihm als was in den Wörtern Gesinnung, Geist, Geistesart, Geistesverfassung, Gemütsart, Eigenart, Wesen auch liegt. Vor zwanzig Jahren hat niemand das Wort Mentalität vermisst. Es ist erst seither aufgekommen, wenn ich recht sehe, in der Schweiz — zum Unterschied von andern welschen Torheiten, die fast immer aus Norddeutschland zu uns kommen — und, wiederum wenn ich recht sehe, in und mit der Zeitschrift, die von 1907 an etwa zehn Jahre lang den Ton angab: „Wissen und Leben“.

Ja, er hat schon recht, der gnädige Herr: Unsinn treibt man hier in der Stadt mit dieser Mentalität. Bl.